

**DIE NORDISCHE HERKUNFT DER
TROJASAGE BEZEUGT DURCH DEN
KRUG VON TRAGLIATELLA,
EINE DRITTHALBTAUSENDJÄHRIGE
URKUNDE. NACHTRAG ZU DEN
TROJABURGEN NORDEUROPAS**

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649770687

Die Nordische Herkunft der Trojasage Bezeugt Durch den Krug von Tragliatella, eine Dritthalbtausendjährige Urkunde. Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas by Dr. Ernst Krause

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

www.triestepublishing.com

DR. ERNST KRAUSE

**DIE NORDISCHE HERKUNFT DER
TROJASAGE BEZEUGT DURCH DEN
KRUG VON TRAGLIATELLA,
EINE DRITTHALBTAUSENDJÄHRIGE
URKUNDE. NACHTRAG ZU DEN
TROJABURGEN NORDEUROPAS**

Die
nordische Herkunft der Trojasage

bezeugt durch den

Krug von Tragliatella,

eine dritthalbtausendjährige Urkunde.

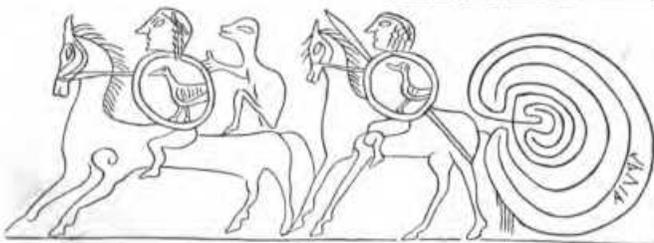
Nachtrag zu den Trojaburgen Nordeuropas

von

Dr. Ernst Krause

(Carus Sterne).

Mit zwölf Abbildungen im Text.



Glogau 1893.

Verlag von Carl Flemming.

I. Ein Rückblick auf die Trojasage.

Noch in der gesamten Weltliteratur findet sich, wenn von religiösen Büchern abgesehen wird, kein tiefer und häufiger untersuchtes Buch als des „Göttlichen Homeros unsterbliche Gesänge.“ Eine mehr als tausendbändige Bibliothek beschäftigt sich einzig mit dem Inhalt von Ilias und Odyssee, und schon im hohen Altertum taucht der Zweifel auf, ob denn diesen für eine bloße Dichtung allzu farbenfatten Bildern wohl irgend eine Wirklichkeit zu Grunde liege. Der alte Herodot, der sich selbst nur um 400 Jahre jünger schätzte als den Sänger Trojas, fragte die Priester von Memphis, ob nicht alles das, was die Griechen vom Trojanischen Kriege erzählten, in das Gebiet der Fabeln zu verweisen sei. Sie bejahten diese Frage und versicherten ihm, daß Paris die Helena niemals nach Troja entführt habe und daß demnach auch die Griechen niemals nach Troja gezogen sein könnten, um sie zurückzufordern. Die ganze Geschichte sei vielmehr bei ihnen, in Memphis, passiert. Und Herodot schließt seine lange Betrachtung mit der Erwägung: „Hinsichtlich der Helena schließe ich mich völlig der Meinung der ägyptischen Priester an, und zwar aus folgenden Gründen: Wäre diese Prinzessin in Troja gewesen, so würde man sie sicherlich den Griechen zurückgegeben haben, möchte nun Alexandros dem zugestimmt oder widersprochen haben. Priamos und die Prinzen der königlichen Familie können doch nicht derart aller Vernunft beraubt gewesen sein, sich selbst, mit ihren Kindern und ihrer Stadt dem Untergange zu opfern, bloß um dem Alexandros den Besitz der Helena zu sichern“

Ähnlich urteilten bereits sehr viele alte Gelehrten über den sogenannten „historischen Kern“ der Dichtung, und der kluge Eratosthenes hat sich über diejenigen lustig gemacht, die in den Irrfahrten des Odysseus irgend etwas anderes als Mythen und Märchen sehen wollten. Sogar der Dichter der Ilias selber läßt in überlegener Schalkhaftigkeit seinen Apoll den Poseidon fragen, ob er sich denn einbilde, die Griechen hätten vor den Thoren

Trojas mit den Einwohnern gekämpft; ihm schein doch, als wenn es sich in der Ilias nicht um einen Kampf der Menschen, sondern der Götter gegeneinander handele! Der Dichter selber kündigt damit an, daß er uns einen Mythos und keine Geschichte erzählen wolle; aber wie wenige Kritiker und Forscher haben ihm Glauben geschenkt! Die Helden der Ilias haben wirklich als wirklich, nicht bloß in den Gedanken Schliemanns, sondern im Sinnen und Trachten Tausender gelebt, die auf dem Grundsatz beharren: „de Geschichte' mütt doch wahr sien; denn anners kunn man se jo nich vertellen.“

Die elftausend Gelehrten und Schulmeister, welche sich seitdem mit Lösung der hier waltenden Rätsel und Geheimnisse den Kopf zerbrochen haben, scheinen mir wenigstens den einen Beweis „voll und ganz“ erbracht zu haben, daß man mit bloßer Philologie und Sprachgelehrsamkeit dem Dinge nicht beikommen kann. Damit ließ sich das Recht begründen, es auf einem andern Wege zu versuchen. Mein Drang dies zu thun, entsprang keiner Liebhaberei von gestern. Ich denke, daß ich wenig über zehn Jahre alt war, als ich Ilias und Odyssee zum ersten Male — natürlich in der Bossischen Übersetzung — las, verschlang, wäre entsprechender ausgedrückt; denn ich kann es nicht leugnen, daß ich von Jugend auf ein Bücherverfresser war und einen wahren Heißhunger verspürte, die Meisterwerke der Dichtung aller Völker und Zeiten kennen zu lernen. Nichts aber hat mich fort und fort mehr angezogen als Ilias und Odyssee, und immer wieder bin ich zu dieser Jugendliebe zurückgekehrt. Sehr zeitig hatte ich dabei den Eindruck, als ob die Helden Homers ganz aus demselben Holze wären, wie diejenigen der Gesänge Ossians, des Nibelungenliedes und der Gudrunsfage. Die Ähnlichkeit gewisser Gebräuche, z. B. bei der Totenbestattung, fiel mir früh auf, und ich erinnere mich eines grenzenlosen Erstaunens, welches mich packte, als ich in Tegnér's Frithjofsfage las, daß die skandinavischen Helden gerade so wie die homerischen Griechen ihre feierlichen Schwüre und Gelübde bei dem abgeschnittenen Haupte eines Ebers abgelegt haben sollten. Ich dachte aber schließlich, dies sei ein Zug, den Tegnér dem Homer entlehnt hätte. Es kam mir nicht im entferntesten in den Sinn, daß solche Übereinstimmungen in Sitten und Anschauungen auf eine nordische Abstammung der Griechen gedeutet werden könnten; denn so weitsichtig war ich nicht wie Dr. Otto Ammon in Karlsruhe, der jetzt, nachdem von vielen Richtungen her die nordische Abstammung aller Arier zur hohen Wahrscheinlichkeit erhoben ist, versichert, er habe diesen Sachverhalt schon als Schulknabe durchschaut! Ich glaubte vielmehr ganz fest an den Lehrsatz der Sprachforschung, daß eine Gegend

Mittelasiens das Heimatland der Krier gewesen sei. Ich hegte überhaupt damals nicht nur eine tiefe Dankbarkeit und Verehrung für die Forscher, die uns Denken und Dichten so entfernter Kulturen erschlossen hatten, sondern auch ein blindes Vertrauen in die Richtigkeit ihrer auf bloße sprachliche Zusammenhänge gebauten Schlüsse. Selbstverständlich bin ich auch heute, trotz mancher bitteren Erfahrungen mit einzelnen Vertretern der Sprachwissenschaft, von dieser Wertschätzung der linguistischen Forschung durchaus nicht zurückgekommen, hat sie uns doch die allerwichtigsten Aufschlüsse geliefert und auch anderen Forschungsgebieten die wertvollsten Dienste geleistet; nur über die Sicherheit ihrer Folgerungen und über die unbedingte Zuverlässigkeit einiger ihrer Vertreter bin ich allmählich anderer Meinung geworden. Den Umstand, durch welchen mein ursprüngliches Vertrauen den härtesten Stoß erlitt, muß ich hier etwas ausführlicher erwähnen, da er ebenfalls zur homerischen Frage gehört.

Der gegenwärtige englische Premierminister Gladstone, welcher ehemals seine Mußstunden abwechselnd mit Bäumefällen und Homerstudien ausfüllte, hatte vor mehr als 35 Jahren eine merkwürdige sprachliche Entdeckung gemacht. Er bemerkte nämlich, daß in Ilias und Odyssee von den sprichwörtlichen sieben Regenbogenfarben nur zwei, nämlich rot und gelb, mit feststehenden Farbwörtern ausgedrückt werden, während die Bezeichnung des Grünen (chloros) auch für das Fahl- und Hinwelkende, die Ausdrücke für blau (glaukos und kyaneos) zugleich für blau, violett, grau, schwarz und dunkel gebraucht werden, z. B. auch um die schwärzlichen Brauen des Donnerers Kronion, die Farbe der dunkelvioletten Hyazinthe und des Trauergewandes der Thetis zu beschreiben. Aus dieser Unsicherheit der Sprache schloß er im dritten Bande seiner „Homerischen Studien“ (1858), daß bei den Griechen des heroischen Zeitalters das Farbenerkennungsvermögen des Auges erst in seinen Anfängen entwickelt gewesen sei, daß sie mit Sicherheit nur Rot, Gelb und Orange unterscheiden konnten; alle darüber hinausgehenden Lichtwellen des Spektrums: Grün, Blau, Indigo und Violett aber nur grau und dunkel empfanden.

Einem dilettierenden Sprachforscher wie Gladstone war ein solcher Fehlschluß wohl zu verzeihen, zumal ja die Auffindung der Tatsache ihr Verdienstliches hat; schwerlich zu verzeihen aber ist es, daß diese „graue Theorie“ von einer großen Reihe von Sprachforschern als eine große Entdeckung gepriesen, von der Mehrheit unwiderlegt gelassen wurde. Der ausgezeichnete Sprachphilosoph Lazarus Geiger überraschte die 1867 in Frankfurt a. M. versammelten Naturforscher mit der großen Entdeckung, daß er dasselbe Verhalten, welches Gladstone in den homerischen Schriften entdeckt habe,

für die Ieden, Avesta und Bibel, ja auch noch für die ältesten Schriften der Römer, Germanen, Tataren und Chinesen nachgewiesen habe; alle diese Völker hätten kein Blau unterscheiden können, und selbst Vergil hätte kein Wort für blau (*caeruleus*) noch gleichzeitig für blau, dunkel und schwarz gebraucht. Niemals hatte eine Entdeckung der Sprachwissenschaft ein größeres Aufsehen erregt als diese Thorheit; unzählige Artikel über die Farbenblindheit des Homer und der alten Völker überhaupt füllten damals die Spalten aller Zeitungen, Wochen- und Monatschriften, ja es schien, als ob für die Feuilletonisten erst durch diese großartige Entdeckung die Sprachforschung eine interessante und sensationsreiche Wissenschaft geworden sei. Das unglaublichste für mich blieb, daß aus dem sonst so schlägfertigen Lager der Philologen keine warnende Stimme, kein Beto gegen diesen Humbug ertönte. Denn daß es sich um einen solchen handelte, war mir vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit diesem Hirnospinnst naturfremder Bücherwürmer klar. Eine Reihe sehr wichtiger Voraussetzungen der Entwicklungslehre, die damals längst mein Denken und Forschen beherrschte, wie die Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl, der Schutz- und Warnungsfarben (*Mimikry*), die neuere Blumentheorie u. s. w., beruht ja auf der Erfahrung, daß schon ziemlich niedrigstehende Tiere, z. B. die Insekten, alle unsere Farben, auch das Grün, Blau und Violett, wohl unterscheiden können, und nun wollten mir die Sprachforscher vortreten, so hoch entwickelte Kulturvölker, wie Perser, Griechen, Römer und Juden, sollten in dieser Richtung tief unter den wirbellosen Tieren gestanden haben! Ich denke, die Mehrzahl der Naturforscher wird bei diesem Hegenabbath der Philologen eine ähnliche Verachtung empfunden haben, auch ist mir keine zustimmende Äußerung derselben bekannt geworden, und es war ein gewaltiger Fehlgriß Virchows, daß er in der Eröffnungsrede der Berliner Naturforscher-Versammlung (1886) jenen Fehltritt der Sprachforscher den bösen Darwinisten in die Schuhe zu schieben versuchte.

Weinerseits kann ich durch zahlreiche satirische Bemerkungen und Seitenhiebe in Artikeln, die während der Blütezeit der homerischen Blaublindheit geschrieben wurden, beweisen, nie auch nur einen Augenblick an jene Phantasie geglaubt zu haben; andererseits konnte ich die Thatsache, daß in den ältesten Schriften der Kulturvölker die grünen, blauen und violetten Farbentöne nicht so sicher bezeichnet werden, wie die roten und gelben, nicht bestreiten. Als dann aber in den Jahren 1876—77 ein Augenarzt, Dr. Hugo Magnus, den Sprachforschern zu Hilfe eilte und in einer ganzen Folge von Aufsätzen, Abhandlungen und Broschüren mit physiologischen und ophthalmologischen Erfahrungen zu beweisen suchte, daß die

Entwicklung des Farbensinns beim Menschen wirklich von der roten nach der violetten Seite des Spektrums vorgeschritten sei, gerade wie die Sprachforscher behaupteten, und vielleicht mit der Zeit noch weiter fortzuschreiten werde, da wurde mir das Ding zu toll, ich faßte die Thatfachen und die darauf gebauten Schlüsse eines Tages etwas schärfer ins Auge und fand innerhalb weniger Stunden die ziemlich einfache Lösung des Rätsels, über welches die gelehrte Sprachforschung seit beinahe zwanzig Jahren vergeblich gegrübelt hatte. In dem am 1. Juni 1877 ausgegebenen Hefte meiner damals unlängst begründeten darwinistischen Zeitschrift „Kosmos“ erörterte ich in einer Kritik des Magnusschen Buches über die „geschichtliche Entwicklung des Farbensinns“ (Weipzig 1877) die ganze Absurdität dieser Schlüsse an der Wertschätzung des Lapis Lazuli bei den alten Kulturvölkern, eines Halbedelsteins, der außer seiner herrlichen blauen Farbe gar keine schätzenswerten Eigenschaften besitzt, blaublindem Völkern wie ein schwarzer Kieselstein erschienen sein würde und doch in den Zeiten der Weben und der Bibel (als sog. Saphir) über alle andern Edelsteine gepriesen wurde. Da nun die Bibelverfasser kein besonderes Wort für blau hatten, so verglichen sie die Farbe des klaren Himmels in ihren Schilderungen (z. B. 2. Mos. 24, 10) einfach mit der Farbe des Saphirs, ebenso wie man von den ältesten Zeiten bis heute für rot: blut-, feuer- und rosenfarbig — das griechische erythros, lat. rutilus und unser rot oder rosa bedeuten nichts anderes —, für gelb: safran-, quitten-, citronen-, orangenfarbig —, für grün: gras-, laub-, lauchfarbig, und für die verschiedenen blauen und violetten Töne: himmel-, kornblumen-, lilac-, veilchen- und stiefmütterchenfarbig sagte und sagt. Viele unserer neuern Farbnamen (z. B. orange, lila, violett und pensée) sind ja noch deutlich als solche Vergleichsworte erkennbar.

„Dieser Nothelfer,“ schrieb ich damals (Kosmos Bd. I. 1877 S. 272) in Bezug auf den biblischen Vergleich der Himmelsfarbe mit derjenigen des Saphirs, „führt uns zu dem Kerne der Sache, welcher psychologisch sehr interessant ist. Es scheint mir nämlich daraus hervorzugehen, daß unausgebildeten Sprachen die Farbenbezeichnungen durchweg zu fehlen scheinen. In der That wird man bei genauerm Nachdenken finden, daß die Bezeichnung der einzelnen Farbentöne erst dringend wurde, nachdem man zu einem gewissen Kleider- und Wohnungs luxus gelangt war, seitdem der Färber sein Amt begonnen hatte“ Ich wies darauf hin, daß Schweinfurth ganz den nämlichen Mangel, welchen Gladstone und Geiger bei Homer und den alten Kulturvölkern gefunden, auch bei den jetzt lebenden Nubiern beobachtet hätte, die für grau und grün, für blau und schwarz nur je ein Wort hätten, und empfahl die Prüfung des Farben-

sinnis der Naturvölker, welche ergeben würde, daß es sich bei dem ganzen Rätsel nur um Lücken des Wortschazes, nicht aber der Sinnesempfindung handele.

Diese Auflösung des vielbesprochenen Geheimnisses, welche sich später nach allen Richtungen bestätigt hat, erschien mir so einfach, daß ich noch heute kaum begreifen kann, wie sie den Sprachforschern zwanzig Jahre lang verborgen bleiben konnte, und mein Vertrauen auf den Scharfsinn der Sprachforscher in Dingen, die nur im allergeringsten über das rein-sprachliche Gebiet hinausgreifen, erhielt einen Stoß, von dem es sich nie wieder erholt hat. War es nicht eine schreckliche Niederlage, daß erst ein Naturforscher kommen und sie auf ein Gesetz der Sprachbildung aufmerksam machen mußte, welches Lukrez in den Worten ausgebrückt hat: „Bedürfnis erdrang der Dinge Benamung,“ d. h. mit andern Worten: für den Naturmenschen leicht zu entbehrende oder durch Vergleiche ersetzbare Bezeichnungen wurden als Kürzung des Ausdrucks überall erst später gefunden. In den nächsten Monaten und Jahren nach dem Erscheinen meiner Kritik tauchte eine Hochflut von philologischen Aufsätzen, Schriften und Büchern in Deutschland, England und Frankreich auf, deren Verfasser allesamt die Lösung der Schwierigkeit selbständig gefunden haben wollten; ein Engländer behauptete dies sogar mit dem Eingeständnis, daß ihm Gladstone meine Arbeit gesandt habe! Seltsamerweise hatten sie alle ohne Ausnahme das Erscheinen meiner Arbeit kühlig abgewartet.

Dieser kleine Triumph über die Philologen in der Homerforschung wurde für mich die Veranlassung, auch auf ihre sonstigen Arbeiten nicht mehr mit der vollen Zuversicht zu schauen, die mich früher beseelt hatte. Wenn ihre Unfehlbarkeit schon bei einem so einfachen Hindernisse zu Falle kam, wie mochte es dann mit den Gebieten der Urgeschichte und der vergleichenden Mythologie stehen, die bis dahin fast ausschließlich von Sprachforschern und von Gesichtspunkten der Sprachwissenschaft beachtet wurden? Waren wirklich, wie sie behaupteten, alle Völker, deren Zunge zur indogermanischen Sprachfamilie gehörte, desselben Stammes? War der Urstamm, wie sie weiter gefolgert hatten, wirklich mit Sac und Pac, mit Haustieren und Sämereien, von Hochasien nach Europa gekommen? Und wenn das alles richtig war, weshalb hatte man bisher so wenig Sicheres über die Verwandtschaft der Religionsvorstellungen der verschiedenen arischen Stämme ermitteln können? Denn wenn die Sprachen dieselben sind, so müssen auch die mythischen Gedankenkreise, die doch nicht einer neuern Zeitperiode, sondern der mythenbildenden Urzeit entkeimt sind, denselben innern Zusammenhang erkennen lassen. Aber trotz aller gelehrten